



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Prilipp, Beda: Englands Dichter und der Krieg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Englands Dichter und der Krieg

Don Beda Prilipp



Die Kundgebung der englischen Gelehrten, die im Namen der Zivilisation dagegen protestierten, daß ihr Land seine Kraft in den Dienst einer ungerechten Sache stelle, repräsentiert eine Stimmung, die dem Kenner der englischen Literatur nicht fremd ist. Gerade in den letzten Jahren, wo eine größere Anzahl bedeutender Persönlichkeiten über dem einförmig grauen und etwas langweiligen Himmel der britischen Dichtung aufgestiegen ist, mehrten sich in ihren Reihen die mißbilligenden Äußerungen über die Regierungspolitik, deren Folgen sich in dem heutigen Völkerring enthüllen. Auf dem tiefsten Grunde solcher Gegnerschaft ruht die Sorge, England möchte in seinem gewagten Spiel um die Suprematie materiell und ideell die hohe Stellung einbüßen, die man ihm seit Jahrhunderten unangetastet im Reigen Europas ließ.

Je nach Temperament und Gedankenwelt des Einzelnen findet diese Besorgnis mannigfaltigen Ausdruck, am prägnantesten natürlich bei den Dichtern und Schriftstellern, die England als Volk, als große Kultureinheit des Nordens in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellen und über seine Mission in der Geschichte der Menschheit mit den übrigen Völkern abzurechnen versuchen. Häufig begegnen wir da dem Vorwurf der politischen Unaufrichtigkeit, dem Hinweis auf die unausbleiblichen Folgen. So unterscheidet der Reaktionär G. R. Chesterton „drei Stufen im Leben eines starken Volkes. Anfangs kämpft es als kleine Macht mit kleinen Mächten. Sodann wird es Großmacht und bekämpft Großmächte. Dann ist es Großmacht und kämpft mit kleinen Mächten, gibt sie aber für Großmächte aus, um die Asche seiner ehemaligen Begeisterung und Ruhmsucht zu entzünden. Der nächste Schritt führt es selbst wieder auf die Stufe der Kleinmacht zurück und dieses Symptom der Dekadenz zeigte sich bei England übel genug in seinem Kriege gegen Transvaal. . . .“

Noch ist es nicht an der Zeit, die kritische Stellung des Imperialisten Kipling unter die Lupe zu nehmen. Sein Haß gegen uns hat zweifellos in der ersten Zeit viel dazu beigetragen, die Spannung zwischen den stammverwandten

Völkern zu steigern. Und wir dürfen wohl nicht zu Unrecht vermuten, daß der lange stumm gewesene „Generalinspektor des britischen Reichs“ nunmehr wieder als Rufer zum Streit die Stimme erheben wird. Sehen wir aber genauer zu, so zeigt sich als letztes Motiv dieser fanatischen Hezarbeit wieder jene Sorge um die Zukunft des Inselreichs, die er im Wohlleben seiner Bürger gefährdet sieht. Hier ist der richtunggebende Gedanke aller jener flammenden Poesien der Sammlung „The Five Nations“ und zwischen den Zeilen steht er auch in den lustigen Flottenmanövergeschichten, wo z. B. Wachsamkeit und Wagemut eines einzelnen, bei der Admiralität nicht gut angeschriebenen Offiziers zwei große Schlachtschiffe mit dem Mal der Gefechtsunfähigkeit zeichnen kann, und manches indiskrete Wort über die zweifelhafte Seetüchtigkeit einiger Kreuzer fällt, die nur noch zur Beruhigung der Steuerzahler die numerische Flottenstärke vermehren helfen.

Die großen Gesichtspunkte der Eifersucht zwischen England und Deutschland sowie die Chancen eines Krieges zwischen ihnen finden wir jedoch sehr eingehend und interessant von Herbert George Wells erörtert, dessen Werk erst kürzlich in diesen Blättern eingehend gewürdigt worden ist*).

In seinen Romanen fällt so manches verurteilende Wort über Englands südafrikanische Politik und über die Stellung zu Deutschland äußert er in den „Passionate Friends“ folgendes: „Unsere beiden großen Nationen streiten sich miteinander um die Führerschaft in der Welt und unterdessen fließt die Welt an ihnen vorüber. Wir lassen uns in ein Stauwasser kleinlichen Gezänks treiben.“ Leicht wiegt ihm diese Rivalität gegenüber der lebenbringenden Gärung, die die ungeheuren Menschenmassen des fernen Ostens zu regsamer Energie aufruft, leicht auch gegenüber den unbegrenzten Entwicklungsmöglichkeiten Nord- und Südamerikas. Das Zusammenhalten der weißen Rasse gegen die gelbe erscheint auch ihm als selbstverständliche internationale Pflicht Europas und er hat vor Jahren schon, in seinem „The War in the Air“, der bloßen Nichtbeachtung dieses Prinzips ein in Blut und Flammen getauchtes Menetekel an die Wand gemalt. Hoffentlich hält dieses gesunde weitblickende Urteil den Lügenmeldungen der Londoner Sensationspresse, die Deutschland als schlimmsten Feind aller Kultur zu kennzeichnen bemüht ist, stand.

Die Möglichkeiten des Weltkriegs und Englands Rolle darin erörtert Wells indessen am eingehendsten in einigen Abschnitten einer im Frühsummer vom Tauchnitzverlage herausgebrachten Essaysammlung „An Englishman looks at the World“. Uns interessiert in erster Linie die Kritik, die Wells an der vielgerühmten Kriegsbereitschaft seines Landes übt. Der Bau einer Überzahl von Dreadnoughts im Verhältnis von sechzehn zu zehn ist gegenwärtig die einzige Verteidigungswaffe, mit der das Inselreich gerüstet ist — eine Rüstung, die gegenüber der wunderbaren technischen Fortschritte der übrigen Völker und

*) Vgl. Heft 30 d. J.

der durch ein mustergültiges Erziehungssystem Deutschlands hochentwickelten und kaum zu überschätzenden Intelligenz dieses Gegners als unzureichend bezeichnet wird. „Der Kampf um die Seeherrschaft ist durchaus nicht bloß ein Wettlauf im Schiffbau und in der Aufwendung großer Geldmittel, er ist vielmehr ein Wettstreit der Intelligenz und Erfindungsgabe. Nicht die Macht, die die zahlreichsten und größten Schiffe hat, wird einen Seekrieg gewinnen, sondern die Macht, die am schnellsten das unmittelbar Zweckmäßigste bedenkt, die über die bedeutendere Geistesgegenwart und Erfindungskraft verfügt. Achtzig Dreadnoughts mit blöder Bemannung sind nichts weiter als achtzig Schießscheiben für den rascheren Gegner. Haben wir den geringsten Grund zu vermuten, daß unsere Marine sich in diesen Dingen über dem Durchschnitt der Nationen halten wird? Ist unsere Marine geweckt?“ (bright) Schon vor einigen Jahren gab ihm Méliots Flug über den Kanal Anlaß zu der Besorgnis, wie weit England auf dem Gebiete der Erfindungen und der mechanischen Hilfsmittel zurückgeblieben sein müsse. „Ich werde wieder an die Zeiten des Burenkrieges erinnert, wo es unserer abenteuernden Armee nie eingefallen war, daß man Stacheldraht militärisch nutzbar machen oder einen Schutzgraben gegen Schrapnells ziehen könne. Wenn wir nun in der Nordsee eine ähnliche Überraschung erlebten und eines schönen Tages einen halb ertrunkenen Admiral herausfischten, der sich mit vielen Worten darüber beklagte, auf was für eine verflucht schlaue und beinahe schon nicht mehr gentlemanmäßige Art ihn der Feind überrumpelt habe?“

„Wir stehen an der Schwelle einer Periode, wo die Erfindung von Kriegsmethoden und -materialien voraussichtlich viel rascher und mannigfaltiger erfolgen wird, als jemals vorher, und die Frage, was wir hinter dem Prachtwall unserer Dreadnoughts getan haben, um den Anforderungen dieser neuen Phase gerecht zu werden, ist von der allergrößten Bedeutung. . . . Sie lautet nicht länger: ‚Wie können wir mehr Dreadnoughts bekommen?‘ sondern: ‚Was haben wir, was wir den Dreadnoughts folgen lassen können?‘ Denn der Macht, die die treffendste Lösung dieser Rätselfrage gefunden hat, gehört die künftige Herrschaft über die Meere. . . .“

Besonders ist es Englands Rückständigkeit auf dem Gebiete der Flugtechnik, die des Kritikers ernste Besorgnis erregt. „So lange nur das lenkbare Luftschiff in Betracht zu ziehen war, schien die Erörterung eines Luftkrieges müßig. Ein Zeppelin ist kaum für andere als Refognoszierungszwecke brauchbar. (?) Er hat im Verhältnis zu seiner ungeheuren Größe nur geringe Tragkraft und kann, was noch wichtiger ist, nichts fallen lassen, ohne wie ein Blase im Selterwasser in die Luft zu fliegen (vgl. Lüttich!). Eine gegen unser Inselreich entsandte Armada lenkbarer Luftschiffe würde versprengt und ihres Gases beraubt wohl hauptsächlich in den Meeren zwischen den Orkneys und der norwegischen Küstenenden. Aeroplane aber können das schnellste, vor dem Winde fahrende Luftschiff umfliegen; sie können Lasten fallen lassen, Lasten aufnehmen und alle

möglichen scharfsinnigen und unbequemen Manöver vollführen. Sie sind Vögel. . . . Innerhalb eines Jahres werden wir — oder vielmehr die andern — Aeroplane haben, die von Calais aufbrechen können, über London kreisen, zirka hundert Pfund Explosivstoff auf die Druckerei der „Times“ fallen lassen und wohl behalten nach Calais zurückkehren, um sich ein zweites Päckchen zu holen. Sie sind weder schwierig noch kostspielig zu fabrizieren. Für den Preis eines Dreadnoughts kann man ein paar Hundert haben. Sie werden sehr schwer herunterzuschießen sein, und ich glaube nicht, daß eine große Armee ungebildeter, mangelhaft trainierter und höchst unlustiger Söldner etwas gegen sie ausrichten kann.“

Die Nutzenwendung dieser Auseinandersetzungen ist bei Wells jedoch nicht ein Aufruf zur Bildung eines Volksherees, wie Kipling und seine Partei es will. Vielmehr sieht Wells die Wurzel des Unheils in einer mangelhaften Volkserziehung. „Die Welt kann nicht auf die Engländer warten. . . . Jene Flugzeuge sind die Erstlingsfrüchte einer steten, ausdauernden Führung im Reiche des Intellekts, die sich das Ausland erobert hat. Der Ausländer ist uns voraus im Erziehungswesen, besonders bei den mittleren und oberen Klassen, von denen Erfindungs- und Unternehmungsgeist kommen — oder wie bei uns, nicht kommen. Er bildet einen besseren Durchschnittsmenschen heran als wir. Seine Wissenschaft ist der unseren überlegen, sein Training gleichfalls. Seine Phantasie ist regsamer, sein Hirn tätiger. Er verlangt beispielsweise vom Roman mehr als daß er ein leicht verdauliches Schlafmittel ist, und seine von der Zensur kaum beschränkten Dramen malen die Wirklichkeit. Seine Schulen sind Stätten der Erziehung zur Tüchtigkeit, und bilden nicht bloß zum aristokratischen Athletensport aus, in seinem Heim gibt es Bücher und inhaltreiche Unterhaltung. Unsere Heimstätten sind wie unsere Schulen verhältnismäßig langweilig und nicht anregend. Es fehlt in ihnen die intellektuelle Führung und das geistige Leben. Und diesen danken wir die neue Generation artiger, von keinem Unternehmungsgeist aufgeregter Söhne, die Golf spielen und die besten Schneider in der Welt haben, während Brasilianer, Franzosen, Amerikaner und Deutsche fliegen. . . .“

Auf diese Überlegenheit Deutschlands führt Wells denn auch freimütig genug Englands feindselige Haltung gegen uns zurück. Seine Kritik der heimatischen Unzulänglichkeit wird indessen noch dadurch verstärkt, daß er unsere mächtigste Waffe, unser Heer, nur gering einschätzt und es als Werkzeug eines Kriegsspiels bezeichnet, das „out of date“ ist. Wie weit er hierin recht behält, haben die Ereignisse der jüngsten Tage erwiesen. Sein Resümee aber lautet so: „Großbritannien hat in seinen Rüstungen eine Lücke, die für den Lebensnerv des Landes viel gefährlicher ist als eine numerische Schwäche an Schiffen oder Mannschaften. Es leidet Mangel an Intelligenzen (short of minds). Hinter der modernen Bewaffnung, deren Stärke sich verflüchtigt und vom Augenblick ihres Inkrafttretens zu veralten beginnt, muß immer die tiefer wurzelnde Kraft intellektueller, schöpferischer Betätigung stehen.“

Es kommt eine Zeit, wo die Menschen in neue Rangordnungen gestellt werden: auf der einen Stufe werden die sein, die Intelligenz, Kraft und Mut besitzen, herrliche, gefährliche Dinge zu tun, und auf der nächsten diejenigen, die das bescheidenere Niveau bevorzugen. Ich glaube nicht, daß im Kriege der Zukunft Zahlen schwer ins Gewicht fallen werden, und ich glaube, daß, sobald wohlorganisierte Intelligenz gegen eine Majorität streitet, die Majorität keine die Wage haltende Widerstandskraft zur Verfügung haben wird . . .“

Der Geist unseres Volkes, der in dieser ehernen Zeit aufflammt in Begeisterung, bedarf der Ermutigung nicht. Dennoch wird es viele interessieren zu hören, daß die Zuversicht drüben so groß nicht ist, besonders da die Stimme dieses ernstesten Denkers viel mehr Bedeutung hat als der Streit unserer Parteien, den man im Auslande für eine Gefährdung der deutschen Einheit hielt.



Geharnischte Sonette

I.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ — so sang
Vor mehr als hundert Jahren uns ein Dichter,
Als das verruchte gallische Gelichter
Schmachvoll das deutsche Reich in Ketten zwang.

Da ward die Weltgeschichte Weltenrichter:
Nicht Knecht sein sollte Deutschland; stolz und frank
Erhob sich aus des Riesenkampfes Drang
Und fegte von dem Thron den Erzvernichter.

Heut wieder droht dem teuren Vaterland
Von West und Ost der Feind zehnfach Verderben:
O, kommt nur an, es soll euch schlecht geraten!

Denn wieder wuchs der Stahl uns in die Hand,
Um unsres Reiches Freiheit woll'n wir werben,
Und sollten bis zum Rinn durch Blut wir waten!